

HÖRBUCH Harry Rowohlt erzählt sein Leben, Max Goldt hört auf den Wahnsinn

Goebbels' Tischdame

Als Harry Rowohlt vor zwei Jahren starb, trauerte das Land um einen begnadeten Übersetzer, knorken Schauspieler, prononcierten Kolumnisten und passablen Schriftsteller. Vor allem aber wurde das Verstummen seiner Stimme betrauert. Einprägsam hat er viele der von ihm übersetzten Werke als Hörbuch eingelesen hat.

Bis er schwer krank wurde, soff er sich bei seinen Lesungen sukzessive einen gediegenen Vollausschuss an – das Publikum habe ein Recht darauf, mitzuerleben, wie sich der Rezensent zu Grunde richte. Außerdem schmückte er sie mit ausschweifenden Anekdoten, sodass mancher Gast am Ende nicht mehr genau wusste, welches Werk auf dem Programm stand, oder ob es sich „nur“ um einen „Abend von und mit Harry Rowohlt“ gehandelt hatte.

2001 traf er sich mit dem taz-Kolumnisten und Irland-Korrespondenten Ralf Sotscheck in Ballyvaughan an der irischen Westküste, um ihm seine Erinnerungen zu erzählen. Heraus kam das Buch „Harry Rowohlt erzählt Ralf Sotscheck sein Leben von der Wiege bis zur Biege. In Schlucken-zwei-Spechte“ Für das Hörbuch wurden nun „die schönsten Passagen“ der Memoiren ausgewählt, die Rowohlt auf acht Tonbandkassetten gesprochen hat.

Kauzige Nonchalance

Es ist beeindruckend, wie er mit kauziger Nonchalance keine Gelegenheit auslässt, um eine erzählerische Nebenstrecke zu betreten, aber immer rechtzeitig, bevor entweder er oder die Hörerin sich verliert, den Weg zurück zur Ausgangserzählung findet. Und das stets druckreif.

Rowohlt erzählt, warum seine Mutter Tischdame von Goebbels sein musste, obwohl sie keinen „Ariernachweis“ hatte, von seiner Schulzeit in Hamburg, den Lehr- und Wanderjahren in New York und als Werbetexter

in Westdeutschland – wodurch nebenbei eine Oral History des letzten Jahrhunderts entsteht.

Max Goldts Texte selbst zu lesen ist schon ein Vergnügen. Wenn der 59-jährige Autor sie aber selbst vorliest, sticht die Vielschichtigkeit seiner Geschichten vom Wahnsinn des Alltags noch deutlicher hervor. So auch in „Der Mann mit dem Mireille-Mathieu-Bart“, auf der er fünfzehn Texte versammelt, die er seit 1988 geschrieben und zum Teil neu bearbeitet hat.

Er sagt die Texte, die teils im Studio eingesprochen sind, teils bei Lesungen aufgenommen wurden, an und versieht sie mit Kommentaren. Einmal mehr spielt er in „Ein gelungener Antrittsbesuch“ mit prototypischen Erwartungen der Hörer. Eine Tochter aus

besserem Hause in den Hamburger Elbvororten stellt ihren Eltern ihren Freund vor, der Filme macht, „in denen sich die Leute auf gut Deutsch gesagt ins Gesicht scheißen“. Dass die Eltern nicht konsterniert sind, ist im Goldt-Kosmos selbstverständlich, aber wie sie nun auf das neue Familienmitglied reagieren, ist von großer Komik.

Das Lachen im Halse stecken bleibt einem, wenn Goldt in „Was tun mit den süßen Holo-Leugnern“ die unfassbare Ignoranz im Umgang mit dem Thema Nationalsozialismus genüsslich vorführt. Goldt, der uns als Sänger von Foyer des Arts in den 80ern unvergessliche Textzeilen wie „Komm in den Garten, ich schlag dir den Kopf ab“ geschenkt hat, hat von seiner perfiden, weil vordergründig schmusig daherkommenden Kratzbürstigkeit nichts eingebüßt.

■ **„Harry Rowohlt** erzählt sein Leben von der Wiege bis zur Biege“. Edition Tiamat, 4 CDs, 4,5 Stunden

■ **Max Goldt:** „Der Mann mit dem Mireille-Mathieu-Bart“. Hörbuch Hamburg, 2 CDs, 157 Min.



Wolfgang Welt, nachts im Bochumer Schauspielhaus Foto: Dirk Vogel/visum

TROUVAILLE Schluss mit Lakonismus: Wolfgang Welts Romanfragment „Die Pannschuppe“ ist im aktuellen „Schreibheft“ zu lesen

Was wäre er ohne Lithium?

VON FRANK SCHÄFER

Wolfgang Welt schrieb immer schon schnell, manisch, gehetzt. In den letzten Jahren verknappte er seinen Stil zu bisweilen stenogramartigen Satzstummeln. In seinem letzten Buch „Fischsuppe“ erzählt er kaum mehr szenisch, er protokolliert nur noch die Erinnerungsfetzen, die ihm durchs psychopharmakonsidierte Hirn rasen. Er selbst scheint nicht recht glücklich damit gewesen

zu sein. Im Oktober 2014 schrieb er mir – gelegentlich erhielt ich eins seiner hingehauenen Brief- oder Mail-Billets, meistens um mich auf eine aktuelle Publikation hinzuweisen –, er treffe sich regelmäßig mit seinem Bruder Jürgen, um Material zu sammeln für „Die Pannschuppe“. Ein Buch über seine Kindheit sollte das werden, gewissermaßen die Vorgeschichte zu „Peggy Sue“, seinem ersten, zu Recht legendären Erinnerungsroman.

Für seine Verhältnisse war das eine ungewöhnlich aufwändige

Vorarbeit. Gewöhnlich nahm er sich zwei, drei Wochen Urlaub von seinem Brotjob als Nachtwächter, setzte sich hinter die Schreibmaschine, ab dem dritten Roman „Der Tunnel am Ende des Lichts“ hinter den Computer und delirierte ein neues Buch in die Tasten. Bedauerlicherweise hat seine von der jahrzehntelangen Medikamenteneinnahme zerstörte Gesundheit die Fertigstellung der „Pannschuppe“ verhindert. Welt starb im vergangenen Sommer.

Die aktuelle Ausgabe von Norbert Wehrs verdienstvoller Literaturzeitschrift *Schreibheft* dokumentiert das Romanfragment neben einigen Briefen an Hermann Lenz und Siegfried Unseld und einem aufschlussreichen Mailwechsel mit Frank Witzel, der zu einem späten Freund und Bewunderer avancierte.

Er muss sich zwingen

Man kann hier nachlesen, wie sich Welt befreien wollte aus der Lakonismus-Falle. „Ich möchte jetzt anders schreiben als bisher, nicht so schnell“, ruft er sich selbst zur Raison. Aber ihm fehlt schlicht die Kraft und der Atem dafür. Er muss sich zwingen, einen Ferienjob in einer Brauerei ausführlicher auszuspinneln, bleibt aber doch an der Oberfläche und gibt schließlich selbst zu, über eine „langweilige“ Aufzählung der Arbeitsvorgänge nicht hinauszukommen.

Er ist kaum mehr in der Lage, seine Erinnerungen plastisch zu vergegenwärtigen, ein bloßes Abhaken muss genügen. Nicht einmal die kleinen Triumphe auf dem Fußballplatz oder die noch selteneren mit einem Mädchen sind ihm ausführlicher Rede wert. Gerade die vielen auftretenden Personen bleiben hier völlig austauschbar, es sind bloße Namen ohne jegliches Profil. Nur Welts ewiger Sehnsuchtsort London fesselt seine Beschreibungsaufmerksamkeit für etwas längere Zeit.

Dieser narrativen Armut zum Trotz ist er immer noch da, Welts zutiefst melancholischer, berührender, zur Identifikation einladender Personal-sound. „Asts Polterabend. Die ganze erste Mannschaft, zu der auch ich mittlerweile gehörte, ging in das Haus seiner Eltern

jenseits der B1. Ast, das wusste ich, hatte eine Schwester, die eine hervorragende Leichtathletin war. Irgendwie kamen wir uns näher und zogen uns auf den Trockenboden zurück. Ohne ein Wort zu sprechen, nur küssend. Vielleicht wäre es zum Äußersten gekommen, wenn nicht plötzlich ihr Vater reingestürzt wäre. Wir gingen dann auseinander, ohne uns wiederzusehen. Vorgestern wurde Ast beendet, ich habe seine Schwester nach 45 Jahren nicht wiedererkannt.“ Welt verlegt „die Empfindsamkeit hinein in den Leser“, schreibt Frank Witzel sehr schön, „der schon bald nicht mehr weiß, ob dieses ihm exemplarisch vorgeführte Leben am Ende nicht doch sein eigenes ist“.

Die Lektüre macht einen allerdings auch ziemlich traurig, weil man erahnen kann, was der Mann ohne das ständige Lithium alles hätte schreiben können. Nicht zuletzt wenn man diesen späten Text mit den kackfischen, Kraftstrotzenden, ein bisschen größenwahnsinnigen, den baldigen „Irrlauf“ vielleicht schon ankündigenden Briefen von 1981 vergleicht.

„Lieber Unseld“, heißt es da in famoser Verkenning seiner eigenen Wichtigkeit als Rock-schreiber aus der „Top 10 der deutschen Musik-Journaille“, „seit geraumer Zeit möchte & soll ich für ‚Sounds‘ Thomas Bernhard porträtieren. Ums besonders gründlich hinzukriegen, würd ich mich gerne ma mit ihm (und auch mit Ihnen) unterhalten. Könnten Sie vielleicht n gutes Wort bei Herrn B. für mich einlegen?“ Am Ende soll Unseld noch etwas ausrichten. „Und sagense dem netten Herrn M-SCH [gemeint ist Welts Förderer und späterer Lektor Hans-Ulrich Müller-Schwefe], meine erste Lesung wird am 8.12. sein (erwarte ca. 500 Leute mindestens).“ So viele wurden es auch später nicht. Verdient gehabt hätte er sie.

■ **„Schreibheft“**. Zeitschrift für Literatur. Nr. 88, Februar 2017. Hg. von Norbert Wehr. Rigodon Verlag, Essen 2017. 200 S., 13 Euro

ANZEIGE

Der fliegende Holländer



Richard Wagner
Premiere am 7. Mai 2017
Musikalische Leitung: Donald Runnicles
Inszenierung: Christian Spuck

DEUTSCHE OPER BERLIN

www.deutscheoperberlin.de